

Seele, Welt und Gott – vom Glauben in kritischen Zeiten

**Bericht über die für die Kirche
bedeutsamen Ereignisse**

der Landessynode
gemäß Artikel 139 der Kirchenordnung
erstattet von Präses Dr. Thorsten Latzel

Achtung, Sperrfrist: Dienstag, 17. Januar 2023, Beginn des Vortrags!
Es gilt das gesprochene Wort.

Seele, Welt und Gott – vom Glauben in kritischen Zeiten

Inhalt

Einleitung	3
Der innere Mensch	
1. Wasser – Von Ursprungsgewissheit, Dürre und Flut	4
2. Wüste – Von Verwirrungen, Verletzungen und dem Tanz auf den Zinnen.....	6
Die innere Welt	
3. Weg – Vom Reich Gottes, Reich der Angst und von geistlicher Gemeinschaft.....	8
4. Haus – Von der Mahl-Gemeinschaft der Unannehmbaren und ökumenischen Inspirationen ...	10
Der innere Gott	
5. Berg – Von Momenten der Sendung und Offenbarung.....	13

EINLEITUNG

Hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

was berichtet man vom Jahr 2022? Nun, vergangene Jahre haben selten einen guten Ruf. Doch das letzte hatte es wirklich in sich.

Es gibt eine allzu gut bekannte „Litanei der Krisen“, die gefühlt zu einer einzigen Poly-Krise verwachsen. Seuche, Krieg, Hitze, Inflation, Kälte, Hunger – das klingt fast nach apokalyptischen Plagen, wie wir sie hierzulande lange nur aus alten Kirchenliedern kannten: „... und wollest uns behüten ... vor Feu'r und Wassersnot, vor Armut und vor Schanden, vor Ketten und vor Banden, vor bösem, schnellem Tod.“

In Krisen steht unsere bisherige Welt in Frage. Speziell der 24. Februar war mit dem Überfall Russlands auf die Ukraine eine tiefe Zäsur. Es tauchen große Fragen wieder auf: nach Frieden, Gerechtigkeit, Hoffnung. Auch Fragen an uns als Kirche. Wir sind von den Krisen ja nicht ausgenommen, im Gegenteil: Zu allem anderen kommen unsere eigenen Herausforderungen noch hinzu. Entsprechend vielfältig sind die Erwartungen an uns. Was haben wir zu sagen als Kirche Jesu Christi, was nicht ohnehin in den Medien zu lesen wäre?

Krisen bergen eine doppelte Gefahr: Zum einen verengen sie den Blick – wir sehen nur noch das Negative. Zum anderen werden wir fremdbestimmt, von außen getrieben. Und wir verlieren so schnell den Bezug zu uns selbst, zu anderen, zu Gott.

Auf den kürzlich verstorbenen Soziologen Bruno Latour geht der Satz zurück: „Es kommt alles darauf an, dass wir aufhören.“ – im doppelten Sinn des Wortes. Dass wir aufhören damit, immer so weiter zu machen wie bisher. Und dass wir auf das hören, was uns als Mensch gesagt ist. Oder anders formuliert: „*Das Wesen der Religion ist Unterbrechung.*“ (J. B. Metz)

Zeiten der Krisen sind so – religiös verstanden – ein Anlass des Innehaltens. Der Einkehr bei Gott und der Umkehr unserer Lebensweise. Es ist Zeit, neu über Gott, Welt und Seele nachzudenken. Darüber, was alle drei tief im Innern verbindet. Und wie uns das hilft, unseren Krisen neu zu begegnen.

Das möchte ich gemeinsam mit Ihnen versuchen. Im Anschluss an die Krisentheologie früherer Jahre, die Barmer Theologische Erklärung, kann der Ansatz dabei für uns Christ-/innen letztlich nur Christus selbst sein: „*Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.*“ (These I)

Ich nehme Sie also wie im Eröffnungsgottesdienst noch einmal mit auf den Weg Jesu: zu Wasser, Wüste, Weg, Haus und Berg. Mit der doppelten Trigger-Warnung vorab: Es wird fromm und politisch.

DER INNERE MENSCH

1. Wasser – von Ursprungsgewissheit, Dürre und Flut

„Und als Jesus aus dem Wasser stieg, sah er, dass sich der Himmel auf tat und der Geist wie eine Taube herabkam auf ihn. Und es geschah eine Stimme vom Himmel: Du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen.“ (Mk 1,10f.)

Am Anfang all unseres Redens steht der Zuspruch Gottes. Das ist wichtig. In Krisen gibt es oft eine Lust am Untergang. Apokalypsen haben Hochkonjunktur. Ein Blick auf die Wirklichkeit, der vor allem von Sorgen und Angst getrieben ist. Doch man darf sich eben von seiner Angst auch nicht alles bieten lassen (V. Frankl). Von Christus her haben wir eine andere Perspektive: eine, die die Probleme nicht einfach spiegelt und steigert, sondern kontrafaktisch Hoffnung bietet. Wir glauben an eine andere Zukunft, weil wir an eine andere Herkunft erinnern.

„Baptizatus sum.“ Ich bin getauft. Das ist der Satz, den Martin Luther sich in schwierigen Phasen seines Lebens mit Kreide auf den Arbeitstisch schrieb. Ausdruck seiner Ursprungsgewissheit. Es gilt immer wieder, *„mit dem Anfang anzufangen“*, so Karl Barth in seiner letzten Vorlesung. Es ist die Erinnerung an den Ursprung unseres inneren Menschen – wie bei Jesu Taufe: Der Himmel öffnet sich über uns. Gottes Geist kommt auf uns. Und uns gilt der Zuspruch: *„Du bist mein Kind. An Dir habe ich Wohlgefallen.“* Nicht weil wir aus uns heraus so fromm, moralisch oder politisch engagiert wären. Sondern weil Gott dies in uns sieht und es uns wirksam zuspricht. Das ist wie bei der Schöpfung: Gott spricht und es geschieht. Gott sieht in schöpferischer Weise in uns das Gotteskind – und wir sind es dann auch. Der innere Mensch: Das sind wir, so wie Gott uns sieht.

Mit Luther gesprochen, kriechen wir jeden Tag aufs Neue aus der Taufe. Lassen uns gesagt sein, was wir in Gottes Augen sind: Gotteskinder. Hören darauf, was die Welt in ihrem Innersten ist: Reich Gottes. Daran erkennt man uns als Christinnen und Christen: an unserem trotzigen Vertrauen auf Gottes Wort und an unseren taufnassen Seelen.

Und als Glaubende haben wir dabei teil an dem schöpferischen Sehvermögen Gottes: Wir erkennen in unserem Mitmenschen das Gotteskind, in unserer Umwelt Gottes Schöpfung – und gehen daher anders mit beiden um: eben wie mit einmaligen Mitgeschöpfen Gottes. Darum verstehen wir auch Krisen anders: als Zeit der Einkehr bei Gott und der Umkehr unseres Lebens, als Anlass zu Mystik und Widerstand.

Von dieser Einkehr und Umkehr konnte ich im letzten Jahr viel erfahren. Etwa beim großen Tauf-fest in Köln mit fast 200 Täuflingen und über 3000 Teilnehmenden, ebenso bei kleineren Tauffesten wie in Saarburg. Viel Sonne, viele junge Familien und viel Geisteswirken. Beim Kirchenmorgen in Solingen – einem Kirchen-Mut-Mach-Fest mit starken, geistlichen Impulsen. Oder etwa bei den Visiten der Kirchenleitung in den Kirchenkreisen Kleve und Altenkirchen: Hier konnten wir lernen, wie Kirche mit starkem ehrenamtlichem Engagement gut in der Fläche funktioniert.

Uns ist aneinander viel mehr geschenkt, als uns oftmals bewusst ist. Bei allen Problemen und Belastungen – wir haben einen immensen Schatz an Ideen und geistlichem Leben.

„So spricht der HERR: Denn siehe, ich will ein Neues schaffen, jetzt wächst es auf, erkennt ihr's denn nicht?“ (Jes 43,18)

Wichtig ist, dass wir uns selbst füllen lassen, uns immer wieder unserer Herkunft und Zukunft erinnern. Am besten morgens noch vor den Nachrichten erst die gute Botschaft, vor dem Dysangelium das Evangelium. Und es ist wichtig, dass wir dies anderen vermitteln. Dafür hat gerade religiöse Bildung als Schwerpunktthema unserer Tagung eine zentrale Bedeutung. Religiöse Bildung vermittelt einen heilsam anderen Blick auf die Welt. Sie befreit aus dem Tunnelblick der Angst und öffnet die Augen für Gottes Herrschaft in dieser Welt. Ursprungsgewissheit. Baptizatus sum.

Wasser spielte im letzten Jahr aber auch ganz konkret eine wichtige Rolle. Ein Jahr nach der Flutkatastrophe haben wir in Eschweiler, Euskirchen, Ahrbrück und an vielen anderen Orten der Opfer gedacht. Besonders im Ahrtal sind die Schäden an den Häusern noch immer offensichtlich. Eine Jugendliche erzählte bei einem Besuch, was es heißt, als mehrköpfige Familie seit einem Jahr in einem Container zu wohnen. Wenig Raum für sich selbst, aber viel Platz für Konflikte. An anderen Orten sieht man von außen an den Häusern keine Spuren der Katastrophe mehr. Aber die Traumata sitzen tief – auch wenn kaum noch jemand davon spricht. Ich bin dankbar dafür, was Gemeinden, Diakonie, Seelsorger/-innen hier geleistet haben und weiter leisten: mit Beratung, aufsuchender Arbeit oder etwa im Begegnungscafé „Café Rastplatz“ in Bad Neuenahr.

2022 war zugleich ein Jahr besonderer Hitze, des Wassermangels in Deutschland wie in vielen Ländern weltweit. Laut Meteorologen die schlimmste Dürre in Europa seit über 500 Jahren. Der Rhein und andere Flüsse hatten historische Tiefstände.

Theologisch formuliert: Im Wasser der Taufe stirbt nicht nur unser alter Mensch, sondern auch unsere alte Welt. Es stirbt die Haltung, dass wir mit der Schöpfung gedankenlos umgehen könnten, als sei sie unerschöpflich. Es stirbt die Selbstverständlichkeit, mit der wir Müll produzieren, Energie verbrauchen, weltweit in den Urlaub fliegen, Tiere als Massenware behandeln, dem Artensterben zusehen. Das funktioniert mit acht Milliarden Menschen nicht. Wir brauchen schlicht einen anderen Lebensstil. Wir befinden uns, mit einem Begriff von Hartmut Rosa, noch immer in einem „aggressiven Welt-Verhältnis“. Deswegen ist es gut, dass wir umkehren und ambitioniert die Klimaziele angehen. Auch auf dieser Synode: Dafür ertüchtigen wir unsere Gebäude, ändern unser Mobilitätsverhalten, kaufen wir nachhaltig ein.

Wasser war für mich, für uns aber auch verbunden mit der Entdeckung einer anderen Schönheit. Bei der Sommertour auf sechs Flüssen im Gebiet der rheinischen Kirche konnten wir davon etwas erleben: Eisvögel auf der Erft; Silberreiher an Niers und Wupper; Bachstelzen an Ruhr, Lahn und Saar. Und das alles nur ein paar hundert Meter vor unseren Haustüren. Auf den Flüssen war zu spüren, was es heißt, in und mit der Schöpfung zu leben, getragen zu sein. Und wir haben beeindruckende Gemeindeprojekte kennengelernt. Dort, wo Gemeinden sich ökologisch neu ausrichten, tut sich auch geistlich etwas. Etwa im „Garten der Sinne“ in Wetzlar, in dem über 40 Ehrenamtliche ein Biotop rings um die Kirche pflegen, mit Nistplätzen, biblischen Kräutern, Gedenkgarten, Gartenteich – und einem Kirchturm voller Bücher.

Das brauchen wir: Wasser des Lebens – gerade in Zeiten von Dürre und Anfechtung. Ursprungsgewissheit – um die Hoffnung in uns zu stärken.

2. Wüste – von Verwirrungen, Verletzungen und dem Tanz auf den Zinnen

„Und alsbald trieb ihn der Geist in die Wüste; und Jesus war in der Wüste vierzig Tage und wurde versucht von dem Verwirrer und war bei den Tieren, und die Engel dienten ihm.“ (Mk 1, 12f.)

Krisenzeiten sind geistliche Wüstenzeiten.

Die Wüste ist von jeher Ursprungsort des jüdischen und christlichen Glaubens. Hier wird der innere Mensch herausgefordert, geistlich trainiert. Und es wird die theologische Grunderkenntnis schlechthin eingeübt: der Unterschied von Gott und Mensch. Um diese Unterscheidung geht es auch bei den Krisen heute, wenn sich die Stimme des „Verwirrers“ in uns meldet.

„Seid Ihr Kinder Gottes, so werft Euch von den Zinnen hinab!“ Nein, denn wir sind Menschen und nicht Gott und deshalb verletzlich. Auch die höchsten Zinnen unserer Zivilisation werden uns nicht schützen, wenn wir unser Leben und das der Schöpfung leichthin wegwerfen.

„Seid Ihr Kinder Gottes, so sprecht, dass diese Steine Brot werden!“ Nein, denn wir sind Menschen und nicht Gott und haben deshalb keine magischen Kräfte. Wir können keine neue Schöpfung schaffen, sondern nur Gottes Schöpfung bewahren und gestalten. Um den Hunger in der Welt zu stillen, müssen wir das vorhandene Brot teilen. So funktionieren Brotwunder, damals wie heute.

„Fallt nieder und betet mich an, so will ich Euch alle Reichtümer der Welt geben!“ Nein, denn nichts auf der Welt ist es wert, dass wir es anbeten und dafür Schaden an unserer Seele nehmen. Kein Mensch, keine Sache, auch keine Religion. Nichts auf dieser Welt ist Gott. Auch wenn etwa Werbung uns permanent anderes verheißt.

Wüstenzeiten sind Zeiten der Anfechtung, in denen sich zeigt, wer wir sind.

Das Wüstenjahr 2022 hat uns noch einmal hart vor Augen geführt, wie verletzlich und endlich wir sind. Etwa im Blick auf die COVID-19-Pandemie. Die Pandemie gilt weithin als überwunden. Das Virus ist endemisch geworden, wir haben gelernt, mit Corona zu leben – zumindest solange keine kritischen neuen Mutationen entstehen. Doch die tiefen Folgen der Pandemie werden erst nach und nach sichtbar:

- Bei einer jungen Generation, die wichtige Erfahrungen in der Schule, im Studium nicht machen konnte.
- In unseren Kitas mussten Kinder oft wieder neu lernen, miteinander zu spielen.
- Bei den mehr als 160.000 Menschen, die allein in Deutschland mit und an dem Virus gestorben sind.
- Bei denen, die weiter an Folgen der Infektion leiden: Physisch leiden 15 Prozent der Infizierten an Long COVID.

Viele sind aber auch psychisch betroffen, weil Familien stark belastet waren, Geschäfte Konkurs gingen, sich die Arbeit etwa in der Pflege oder in Krankenhäusern stark verdichtet hat. Wenn alle Masken gefallen sind, fängt die Zeit der Nachsorge erst richtig an. Und es wird eben nicht die letzte Pandemie gewesen sein.

Wir sind verletzlicher, als wir es uns gerne eingestehen – und tanzen als Gesellschaft allzu oft weiter auf den Zinnen. Es gehört zu unserem Bildungsauftrag, hier ein anderes Verständnis des Menschen zu vermitteln: dass Verletzlichkeit, Krankheit, auch Behinderungen eben wesentlich zu uns gehören.

Das Wüstenjahr 2022 hat auch die Frage nach Brot und dessen gerechter Verteilung neu vor Augen geführt.

Unter dem Krieg in der Ukraine und der Verteuerung von Lebensmitteln haben weltweit die Ärmsten gelitten. Auch bei uns trifft die Inflation in Folge des Krieges vor allem Menschen, die es ohnehin „nicht dicke“ haben. Alleinerziehende, kinderreiche Familien. Dass es in unserem reichen Land Familien-, Kinder-, Altersarmut gibt, ist ein Skandal – und zugleich harte Realität. Es ist gut, dass viele Gemeinden Tafeln anbieten. Sie waren im letzten Jahr stärker gefragt denn je. Ich habe die wichtige Arbeit von Schuldnerberatung und sozialen Familienprojekten kennengelernt. Aber dies alles kann und darf kein Ersatz für sozialpolitische Regelungen sein. Die Maßnahmen der Regierung haben manches abgedämpft, aber die Grundprobleme nicht beseitigt.

„Sprich, dass diese Steine Brot werden!“ Das ist für mich ein Ablenken von den eigentlichen Fragen. Es gäbe genug Brot, Nahrung für alle Menschen, wenn es gerecht verteilt wäre.

Der „Verwirrer“, griech. diábolos, hat Jesus damals alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit angeboten. Wie wenig braucht es oft, um mein, unser Denken zu vernebeln? Um aus dem Blick zu verlieren, was Gott uns an Reichtum gegeben hat, damit wir und andere damit satt werden können? In Deutschland hat die Hälfte der Menschen keinen wesentlichen Besitz, jedes fünfte Kind ist armutsgefährdet. Weltweit leben laut der Weltbank mehr als 700 Millionen Menschen in extremer Armut, d. h. mit weniger als 2,15 Dollar pro Tag. Das alles wird durch die Pandemie, Klimawandel und Kriege weiter verschärft.

Wüstenjahr: Wir sind gefragt, wer wir sind – wie wir unseren Kopf klar bekommen – und ob wir teilen können.

Zu den harten Wüstenerfahrungen gehörte für mich im letzten Jahr auch das Thema sexualisierte Gewalt. Junge Menschen, Schutzbefohlene haben auch in unserer Kirche, vor allem in Heimen, Gewalt erleiden müssen, die sie für ihr Leben gezeichnet hat. Diese Taten widersprechen allem, woran wir glauben. Wir tun im Augenblick präventiv alles, damit sich solche Taten möglichst nicht wiederholen, auch wenn wir so etwas wohl nie ganz verhindern können: Wir schulen alle Mitarbeitenden, jede Einrichtung muss ein Schutzkonzept vorlegen, wir fordern regelmäßig polizeiliche Führungszeugnisse, haben eine zentrale Meldestelle, psychologische und juristische Beratung, Multiplikatorinnen.

Und wir arbeiten auf, was früher geschehen ist – weil die Betroffenen ein Recht darauf haben. Durch fehlende Anerkennung ihrer Leiden ist ihnen oft ein zweites Leid widerfahren. Auch wenn Einzelne die Taten verübt haben, ist dies im Raum von Kirche geschehen. Zu oft wurde wegesehen, geschwiegen oder versucht, die Institution zu schützen. Für all das können wir nur um Entschuldigung bitten, so wie es Vizepräsident Pistorius im Jahr 2019 im Namen der Kirchenleitung getan hat.

Die Aufarbeitung geschieht auf mehreren Ebenen: in einer gemeinsamen ForuMstudie auf EKD-Ebene, die im Herbst erste Ergebnisse vorlegen wird, in einer Regionalstudie mit Westfalen, Lippe, der Diakonie RWL und in verschiedenen Einzelstudien. Das kostet viel Kraft und ich danke stellvertretend für viele andere Dir, Christoph, der Du Dich hier außerordentlich engagierst.

Es ist beschämend, was die Betroffenen erleiden mussten, auch im Umgang mit ihnen nach den Taten. Mein größter Dank geht deshalb vor allem an die Betroffenen: Danke, dass Sie uns helfen, aufzuklären. Ich wünschte mir, dass wir in unserer Kirche bei der Aufarbeitung insgesamt längst viel weiter wären.

Wir haben eine andere Situation als in der katholischen Kirche: Wir haben kein Zölibat, kein Weihe-Amt, eine andere Sexualmoral, Frauen in Leitungämtern. Aber wir haben unsere Probleme. Es gab Missbrauch durch Ehrenamtliche ebenso wie in allen Berufsgruppen, die in engem Kontakt stehen mit jungen Menschen, ganz besonders früher in Heimen. Sexualisierte Gewalt ist ein gesamtgesellschaftliches Problem in Familien, Schulen, Sportvereinen, von dem wir insgesamt viel zu wenig hören. Als Kirche tragen wir hier eine besondere Verantwortung – weil bei uns Menschen, die für Seelsorge zuständig waren, andere an Körper und Seele verletzt haben. Auf unserer Homepage finden Sie alle Informationen und wir werden weiter öffentlich darüber informieren.

DIE INNERE WELT

3. Weg – vom Reich Gottes, Reich der Angst und von geistlicher Gemeinschaft

„Und Jesus kam nach Galiläa und predigte das Evangelium Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,14f.)

Zum inneren Menschen mit Wasser und Wüste gehört die innere Welt, von der Jesus auf seinem Weg spricht. Sie ist der Kern seiner Botschaft schlechthin: „Das Reich Gottes ist nahe!“ Gottes Reich meint dabei nicht etwas Fremdes, Äußeres zu unserer alltäglichen Wirklichkeit. Es ist vielmehr das, was die Welt im Innersten ausmacht, sie fortwährend erhält und einmal zu einem guten Ziel führen wird.

„Es wird regiert“, so hat es der Pfarrer und Politiker Christoph Blumhardt im Krisenjahr 1919 im Blick auf Gottes Reich in dieser Welt formuliert. Es war ein Dennoch des Glaubens, damals gegen die verheerende Wirklichkeit des 1. Weltkrieges. „Gottes Reich“ – das bezeichnet das Geheimnis, die Seele der Welt – und zugleich das, wozu unsere unerlöste Welt immer wieder im Widerspruch steht.

Mitten hinein in die Krisen seiner Zeit verkündet Jesus dieses Reich Gottes. Macht es öffentlich. Jesus Christus als Whistleblower der Liebe Gottes, der offenbart, wer tatsächlich regiert. Dazu gehört, dass er sich mit den Mächten dieser Welt anlegt: mit Unrecht, Krankheit, Dämonen, Leiden.

Das ist auch unsere Aufgabe: Whistleblower der Liebe Gottes sein.

Was damit gemeint ist, lässt sich am Gegensatz zu Gottes Reich entfalten: dem „Reich der Angst“. Angst als Ursache und Folge unserer aktuellen Krisen – so beschreiben es verschiedene Sozialwissenschaftler/-innen wie Martha Nussbaum, Heinz Bude, Zygmunt Bauman u. a..

Kollektive Angst ist hochgefährlich, gerade für eine demokratische, offene Gesellschaft. Sie frisst nicht nur die Seele des Einzelnen auf, sondern auch die Seele einer Gesellschaft, der Demokratie. Das „Reich Gottes“ ist dagegen gekennzeichnet als ein Reich unbedingter Liebe und Freiheit.

„Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.“ (Mt 11,5f.)

In „Tu-Wörter“ übersetzt heißt „Reich Gottes“: einander annehmen, teilen, versöhnen, heilen, befreien. Dazu gehört auch, sich wie Jesus auf den Weg zu machen und mit den Mächten dieser Welt zu streiten. Darum geht es in christlicher Bildung: Gottes Reich sehen lernen und dem Reich der Angst entgegentreten.

Der Widerstreit dieser Reiche ist im letzten Jahr besonders am Krieg in der Ukraine deutlich geworden. Das zeigt sich an der nicht nur nationalistischen, sondern dezidiert religiösen Begründung des Krieges. Von führenden Vertretern der russisch-orthodoxen Kirche, nicht nur von Patriarch Kyrill I., wird von einem heiligen Krieg gegen den Verfall der Moral im Westen gesprochen. Gefallenen Soldaten wird die Vergebung aller Sünden verheißen. Das ist schlicht Gotteslästerung. Es ist erschreckend, wie Zivilisten gefoltert, ermordet werden, die Infrastruktur gezielt zerstört wird. Leben soll in der Ukraine dauerhaft zerstört werden – ein klarer Bruch des humanitären Völkerrechts.

Es ist notwendig, dass wir als evangelische Kirche die Diskussion um Krieg und Frieden führen. Wir sollten dies tun, indem wir sorgsam aufeinander hören und versuchen, einander zu verstehen. Der Ihnen vorliegende friedensethische Textentwurf ist ein Produkt solch eines Aufeinander-Hörens.

Einige Gedanken dazu meinerseits.

- Wir sollten über Krieg und Frieden nicht abstrakt reden, sondern geerdet, d. h. im Angesicht der Menschen, die unmittelbar davon betroffen sind und von denen viele nun als Geflüchtete bei uns leben.
- Und es ist gut, die Diskussion nicht immer nur auf die Frage der Waffenlieferung zu verengen, – sondern konkret nach unserer Aufgabe als Kirche zu fragen.
- Wir sind Kirche auf dem Weg des gerechten Friedens, nicht Kirche des gerechten Friedens. So hat es die Synode im Friedenswort 2018 sehr bewusst formuliert.

Das beschreibt einen wichtigen eschatologischen Vorbehalt: Wir leben weiter in einer unerlösten Welt. Die V. These der Barmer Theologischen Erklärung bringt dies pointiert zum Ausdruck:

„Die Schrift sagt uns, dass der Staat nach göttlicher Anordnung die Aufgabe hat, in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht, nach dem Maß menschlicher Einsicht und menschlichen Vermögens unter Androhung und Ausübung von Gewalt für Recht und Frieden zu sorgen.“

Diese Erkenntnis, 1934 in Konfrontation mit der NS-Diktatur formuliert, gilt erst recht in Bezug auf einen freiheitlich-demokratischen Rechtsstaat, eingebunden in ein internationales Völkerrecht. Zu diesem Völkerrecht gehört nach Artikel 51 der UN-Charta auch „das naturgegebene Recht zur individuellen oder kollektiven Selbstverteidigung, bis der Sicherheitsrat die zur Wahrung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit erforderlichen Maßnahmen getroffen hat.“

Daher: Ja, es gibt ein Recht zur Selbstverteidigung und die Aufgabe der Völkergemeinschaft, ein anderes Land darin zu unterstützen. Dass der Sicherheitsrat seine Aufgabe nicht wahrnimmt, ist Teil des Problems.

Als Kirche sind wir nicht der Staat, auch nicht die besseren Politiker/-innen. Die Aufgabe von uns als Kirche wird in der V. These von Barmen zugleich klar beschrieben: *„Die Kirche erkennt in Dank und Ehrfurcht gegen Gott die Wohltat dieser seiner Anordnung an. Sie erinnert an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gerechtigkeit und damit an die Verantwortung der Regierenden und Regierten.“* Das ist unsere Aufgabe: an Gottes Reich, Gottes Gebot und Gerechtigkeit zu erinnern. Und an die Verantwortung aller: „der Regierenden und Regierten“.

Zu den konkreten Aufgaben von uns als Kirche gehört weiter:

- Die mehr als eine Millionen geflüchteten Menschen hier und die Menschen in der Ukraine versorgen helfen. Viele Gemeinden stellen dafür Wohnungen, bieten Sprachkurse, Alltagsbegleitung in Kitas und Schulen.
- Bestehende Brücken aufrechterhalten, wie etwa die seit 30 Jahren bestehende Versöhnungsarbeit unserer Kirche in dem Heilpädagogischen Zentrum im russischen Pskow.
- Neue Brücken bauen, z. B. im Blick auf die Versorgung behinderter Menschen in der Ukraine.
- Unsere große friedenspädagogische Kompetenz einbringen für die notwendigen Aufarbeitungsprozesse und die Entwicklung von Zukunftsperspektiven.

Ich danke allen, die sich hier engagieren, und hoffe, dass wir als Synode dazu konkrete Impulse geben.

4. Haus – von der Mahl-Gemeinschaft der Unannehmbaren und ökumenischen Inspirationen

„Und als sie aßen, nahm er das Brot, dankte und brach's und gab's ihnen und sprach: Nehmet; das ist mein Leib.“ (Mk 14,22)

Das ist gleichsam das Markenzeichen Jesu Christi: *„Dieser nimmt die Sünder an und isst mit ihnen.“* Auf seinem Weg kehrt er immer wieder bei anderen ein – bei Reichen, Armen, Frommen, Sündern, Zöllnern – und teilt mit ihnen Essen und Segen, Brot und Gott. Damit beginnt auch jede Synode: Wir nehmen Platz am Tisch Christi und reichen einander Brot und Wein.

Was uns als evangelische Kirche auszeichnet, ist genau diese Annahme des Unannehmbaren. Jesus teilt Brot und Wein mit allen: mit Petrus, der ihn verleugnet, mit Judas, der ihn ausliefert, mit allen anderen, die ihn im Stich lassen. Wir sind keine Kirche der Reinen. Auch keine Gemeinschaft von Menschen mit den richtigen moralischen Anschauungen. Die Zumutung, die darin steckt, hat der Komiker Groucho Marx paradox-pointiert formuliert: *„Ich möchte keinem Verein angehören, der jemanden wie mich als Mitglied aufnehmen würde.“*

Haus- und Tischgemeinschaft der Unannehmbaren. Das ist wichtig gerade in einer Gesellschaft, in welcher schon das Reden miteinander immer schwieriger wird, erst recht der soziale Zusammenhalt.

Impfen, Maskenpflicht, Genderstern, Migration, Klimapolitik: Bei all diesen Fragen lösen Äußerungen Andersdenkender oft körperliche Abwehrreaktionen aus. „*Wie kann ein Mensch nur allen Ernstes so etwas denken?*“ Mit der Folge, dass selbst familiäre, freundschaftliche Beziehungen in die Brüche gehen. Auch in unseren Gemeinden: „*Dann trete ich aus Protest aus.*“

Gerade als presbyterial-synodal verfasste Kirche ist unsere Aufgabe eine andere: Wir schließen nicht aus. Wir begegnen einander. Wir glauben daran, dass wir einander etwas zu sagen haben. Umso wichtiger ist auch, dass wir den Kontakt zu allen Menschen suchen und halten. Begegnung – das ist der eigentliche Maßstab für unsere Arbeit. Unsere Stärke ist es, dass wir nahe bei den Menschen sind. Das sollten wir auch konsequent leben. Ein schönes architektonisches Beispiel dafür ist die neue Erlöserkirche in Köln-Weidenpesch, in der Kita, Wohnungen und Kirche in einem Kubus vereint sind: „Living next door to Jesus.“

Im Kirchenkreis Wuppertal habe ich den schönen Begriff der „geistlichen Weggemeinschaft“ gelernt. Das brauchen wir im wörtlichen Sinn: Rausgehen zu den Menschen. Kirche auf der Straße. Mit anderen unterwegs sein. So entsteht eine „street credibility“ des Evangeliums. Dafür ist es auch wichtig, wie divers wir tatsächlich in unseren Gremien sind.

Das ist eine der Aufgaben der Lenkungsgruppe zur Reform des Synoden- und Ausschusswesens. Sie ist von der Synode beauftragt worden und wird im Frühjahr Vorschläge machen, wie wir als Synodale noch stärker in den Austausch untereinander und mit anderen treten können. Dabei, so die Idee, soll ein Weg des gemeinsamen Austestens beschrritten werden: Wir probieren zusammen etwas aus und schauen, ob es uns hilft, Partizipation und Umsetzungskraft von uns als Kirche zu stärken.

Zudem sollten wir inhaltlich darauf achten, bei Beschlüssen die Grenze zu wahren zwischen unerlässlichen ethischen Orientierungen einerseits und moralischen, kasuistischen Vorschriften andererseits. Wo die Grenze zwischen beidem verläuft, zeigt sich oft erst in der konkreten Diskussion. Wir muten uns gegenseitig unsere evangelische Freiheit zu – und befähigen Menschen dazu, selbst frei zu entscheiden, geleitet durch Gottes Wort und das eigene Gewissen. Wir streiten konstruktiv miteinander – und wahren zugleich die Gemeinschaft als Andersdenkende. Gerade so leisten wir als Hausgemeinschaft der Unannehmbaren einen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Haus-, Tisch- und geistliche Weggemeinschaft.

Das konnte ich gemeinsam mit anderen auf verschiedenen ökumenischen Reisen erleben. Wir sind als rheinische Kirche beschenkt mit Glaubensgeschwistern, von denen wir allzu oft wenig wissen.

Etwa in Siebenbürgen: Eine evangelische Kirche mit 11.000 Mitgliedern in rund 230 Klein- und Kleinstgemeinden mit z. T. nur einer einzigen Person. Sie versucht den Schatz ihrer Gebäude zu wahren und zugleich Salz der Erde zu sein – in einem Land der EU, in dem es keine starke Zivilgesellschaft gibt, dafür aber viel Korruption. Sie betreibt etwa das einzige Hospiz für Kinder in ganz Rumänien, Bildungsarbeit, eine starke Diakonie. Die Gastfreundlichkeit, die ich in meiner Quarantäne erfahren durfte, hat mich tief beeindruckt.

Oder in der Karpato-Ukraine: Die Pfarrer/-innen dort gehen morgens auf den Acker, um Kartoffeln, Gemüse anzubauen, kümmern sich dann um die Versorgung der Binnenflüchtlinge und zurückgebliebenen Alten, und müssen bei all dem damit rechnen, dass die Männer bald zum Kampf eingezogen werden könnten. „*Dabei*“, so Bischof Sándor Zán Fábián, „*wären wir doch alle bloß Kanonenfutter.*“

Oder in der Flüchtlingsarbeit in Griechenland: Das Land leidet immer noch unter den Folgen der Wirtschaftskrise. Zugleich bleibt es mit den Flüchtlingen allein. Sie werden oft abschreckend behandelt: in Container-Camps, die unseren Werten in der EU widersprechen. Die Ausstellung „*Hope*“ hier im Foyer berichtet davon, ebenso der Bericht zur Lage an den EU-Außengrenzen.

Was mich zugleich beschäftigt, ist, wie wenige Menschen anderer Herkunft in unseren Gemeinden heimisch werden. Wir sprechen viel von Offenheit und sind aber doch ziemlich biodeutsch.

Ich glaube, dass wir mehr ökumenische Inspirationen brauchen: nicht um andere zu kopieren, aber damit wir selbst vielfältiger werden und unseren eigenen Glauben kreativ neu entfalten. Etwa die mystische Tradition des gemeinsamen Schweigens, der kontemplativen Stille. Wie wohltuend in einer Medienwelt, in der alle permanent senden.

Oder die Kollekte im Gottesdienst: nicht als verschämtes Beiwerk beim Wochenlied, sondern als bewusst gefeiertes Herzstück unseres Glaubens. Wir teilen Leben miteinander. Praktizierte *communio sanctorum*.

Oder der Gemeindegesang, einer unserer großen Schätze: im Stadion, unter der Dusche und in der Kirche sind die drei Orte, an denen man aus voller Kehle singen kann. Es ist gut, wenn wir den Stadiongesang der Erlösten weiter stärken – in vielen Stilrichtungen.

Noch ein Gedanke zum Haus: Ich freue mich sehr, dass in dem Bildungspapier der familiären Frömmigkeit besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Familien sind der primäre Ort religiöser Sozialisation. Wir lernen oft von Mutter, Stief-Opa, Schwester, Halbbruder, wie Leben und Glauben zusammengehören. Gott ist ein Hausgenosse aus unserer Kindheit. Umso wichtiger ist, dass wir Familien darin unterstützen, mit Kindern zu beten, sie zu segnen, ihnen aus der Kinderbibel vorzulesen, gemeinsam das Kirchenjahr zu feiern.

Hier braucht es pädagogische, geistliche Unterstützung. Im letzten Jahr habe ich viele Ideen dazu kennengelernt. In einer Gemeinde bekommt etwa jeder Täufling eine Kinderbibel geschenkt – und zwar vom vorhergehenden Taufkind: Julia an Theo, Theo an Paula und so weiter. Jeweils mit persönlichen Segenswünschen. Oder Kitas, in denen es selbstverständlich religionspädagogische Angebote für Familien gibt. So etwas sollte in keiner evangelischen Einrichtung fehlen. Wir brauchen kluge Kindertheologie – und eine Stärkung familiärer religiöser Kompetenz. Weil jeder Christenmensch bei uns von klein auf etwas zu sagen hat.

DER INNERE GOTT

5. Berg – von Momenten der Sendung und Offenbarung

Und Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.“ (Mk 16,15)

Zum inneren Menschen und zur inneren Welt gehört schließlich die Botschaft vom inneren Gott. Der irdische Weg Jesu führt an seinem Ende gleich zweimal auf einen Berg. Auf Golgatha offenbart Jesus in seinem Sterben und Auferstehen das innerste Geheimnis Gottes. Gott ist in sich selbst nichts anderes als schöpferische, sich selbst hingebende Liebe. Und auf einem Berg in Galiläa sendet Jesus uns, diese Botschaft aller Kreatur zu verkünden.

Die Pointe dabei ist, dass beide Berg-Momente, Offenbarung und Sendung, unlösbar zusammengehören. Es gibt keine Erkenntnis Gottes, ohne dass sie mein Leben verändert. Und es gibt keine Erkenntnis über Sinn, Ziel meines Lebens, ohne dass sich mir darin Gott erschließt. In Gott als Geheimnis des Lebens finden beide, Mensch und Welt, zu sich selbst und zu ihrem Ziel.

Diese Rede von Gott ist für immer mehr Menschen jedoch schlicht fremd, teils unverständlich. Schon die Vorstellung, dass Gott überhaupt existiert. Erst recht der Gedanke, dass sich Gott in Jesus Christus zeigt, und alles, was dann daran hängt: Bibel, Wunder, Kreuz, Auferstehung, Heiliger Geist. Das klingt für viele Mitmenschen wie „Klingonisch“. Gefragt, ob sie an Gott glauben, antworten viele: „Nee, ich bin normal.“

Die kulturelle Selbstverständlichkeit des Glaubens ist, wenn es sie je gegeben hat, massiv im Schwinden. Die Zeitungen vor Weihnachten waren wie alle Jahre wieder voll davon, allerdings mit schärferem Ton. Die Vorveröffentlichung des Religionsmonitors 2023 etwa brachte kirchensoziologisch nicht wirklich etwas Neues, verdeutlichte aber die Zäsur: Selbst wenn man noch an Gott glaube, die Kirche brauche es nicht dazu.

Nun kann man dies auch aus christlicher Sicht unterschiedlich bewerten. Manche verstehen es als Befreiung von falschen kulturellen oder institutionellen Abhängigkeiten. Das Evangelium sei immer ein Ärgernis, ein Skandalon und könne jetzt umso klarer leuchten. Andere erleben es durchaus als Verlust, wenn das eigene Tun wenig Resonanz erfährt. Wenn viele, nicht nur junge Menschen nicht mehr wissen, worum es beim Glauben überhaupt geht. Wenn wertgeschätzte kirchliche Arbeitsfelder wegfallen.

Nun, ich glaube, dass wir weder einen vermeintlichen „Untergang des christlichen Abendlandes“ beklagen sollten (was auch immer damit gemeint ist), noch uns die Verluste theologisch schön saufen. „Small“ ist nicht per se „beautiful“. Kleinerwerden strengt an. Und die These, dass wir damit automatisch geistlicher würden, ein „heiliger Rest“, leuchtet mir nicht ein. Glaube braucht Gemeinschaft – und es hilft sehr, wenn wir Menschen, Gebäude, Ressourcen dafür haben.

Wie frühere Generationen können wir uns die Herausforderungen unserer Zeit nicht aussuchen. Wenn es unsere Aufgabe ist, kleiner zu werden, uns zu konzentrieren, dann ist das so. Und wir sollten zugleich alles tun, um Gemeinschaft, Gemeinde und auch die Institution zu stärken. Geschichtlich betrachtet haben wir weiterhin Bedingungen wie zu wenigen Zeiten oder an wenigen Orten.

2,2 Millionen Mitglieder – das ist eine Menschenkette, die von Kleve bis Saarbrücken reicht: dreimal hin und dreimal wieder zurück. Evangelische Kirche im Rheinland – das sind hunderttausende engagierte Menschen. Und auch den Menschen, die ausgetreten sind, ist ihr Glaube keineswegs einfach egal.

Die entscheidende Frage ist, ob wir in den aktuellen Krisen unserer eigentlichen Aufgabe gerecht werden: Hoffnung stiften. Armut, Unrecht, der Zerstörung der Schöpfung entgegentreten. Whistleblower der Liebe Gottes sein. Und, mit Paulus gesprochen, als Erstgeborene der neuen Schöpfung leben (Röm 8). Angesichts der Krisen der Gegenwart gibt es eine große Sehnsucht nach einem Evangelium.

*„Das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden.“
(Röm 8,19)*

Und daran werden uns kommende Generation einmal messen: auch diese Bildungssynode 2023.

Im Alltag erliegen wir aber leicht der Gefahr, in Dauer-Geschäftigkeit um uns selbst zu kreisen. Deswegen sind Bergzeiten wie unsere gemeinsame Synode so wichtig. Daher:
Lasst uns den inneren Menschen stärken und anderen Hoffnung geben.
Lasst uns unseren Glauben leben, so dass es Menschen wirklich berührt.
Lasst uns dafür eintreten, dass Gottes Schöpfung bewahrt, Güter geteilt, Leiden geheilt werden.
Offen für Gott – sensibel für andere – evangelisch frei.
Das ist unser Bildungsauftrag.

Vielen Dank für Ihre und Eure Aufmerksamkeit!